

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Im Nebel [Fortsetzung]
Autor: Tinseau, Léon von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Nebel.

Roman von Léon von Tinsau.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Antwort der jungen Dame war dieser beträchtliche Pflasterstein, den sie mit zugemachten Augen schleuderte, um die verheerende Wirkung nicht zu sehen:

„Ist das nicht selbstverständlich, Meister? Sind doch die Jugend und der unsterbliche Ruhm Geschwister.“

Bescande war widerstandsfähig: er wankte kaum merklich. Sich zu Frau Bitterlin wendend sagte er:

„Sie ist ebenso geistreich wie schön.“

„Ich verlasse mich auf Ihre Erfahrung,“ erwiderte die Hausfrau. „Wenn Sie brav sind, wird sie Ihre Tischnachbarin sein. Jetzt muß ich sie Ihnen entführen, um sie den Damen vorzustellen.“

Indessen hatte Frau Byzdenko, die sich in die Rolle einer Quasi-Theatermutter schon hineingefunden, sich eines Fauteuils bemächtigt, von wo aus sie die Versammlung mit Entsetzen betrachtete. Sie sah nichts als fremde Gesichter.

„Ah, da ist ja der ‚General‘,“ sagte jemand hinter ihr.

In diesem ungezwungenen Kreis hatte jeder seinen Spitznamen, dessen Urheber gewöhnlich Quintaine war. Er hatte aus der Herrin des Hauses die Prinzessin Bitterline gemacht; Philibert Bescande war Philidor; Alexandrine erhielt infolge des „Ich bin nicht ihre Mutter“ der Frau Bernier sofort den Beinamen „der kleine Joas“. Er selbst wurde wegen seines dunklen Teints, seiner befehlenden Art und Weise, besonders aber wegen seines militärischen Knebelbarts zum „General“ ernannt. Als Landsmann und Spielgenosse des seligen Bitterlin wurde ihm gewöhnlich die Ehre zuteil, bei Tisch der „Prinzessin“ gegenüber zu sitzen, was er sich bewogen fühlte, der Frau Byzdenko, die er zur Rechten hatte, zu erklären.

„Wenn ich sage, daß ich den Platz meines armen Freundes einnehme,“ fügte Quintaine hinzu, „so ist das nur eine leere Redensart. Es gab zwei Dinge, die er seiner Frau nie erlaubte, nämlich: mehr als zwei Gäste zu Tisch zu laden; denn eine größere Gesellschaft war ihm verhaßt, und Romane zu schreiben; denn er behauptete, daß die Frauen hievon nichts verständen. Armer Kerl! Was würde er denken, wenn er diesen Tisch sähe, wo die Gäste zusammengespercht sitzen, ohne sich zu kennen? Mir ist, als wär ich in einem Dining-car.“

Frau Byzdenko drückte ihre Zustimmung durch ein trauriges Lächeln aus und antwortete, die Richtigkeit der Kritik ahnungslos bestätigend:

„Ach, Sie haben recht, General!“

Unterdessen hatte sich Philidor zwischen der Prinzessin und dem kleinen Joas niedergelassen. Nachdem er das Menu entziffert, ein Pulver in sein Glas geschüttet und die Lösung hinuntergeschluckt hatte, wendete er sich an seine jüngere Nachbarin, die zu träumen schien: „Woran denken Sie?“ fragte er. „Mit Ihrem gesenkten Haupt und den in sich gekehrten Augen erinnern Sie mich an eine Statue: Junges Mädchen, der erwachenden Stimme ihres Herzens lauschend. Der Name des Bildhauers ist mir entfallen; allein ich entsinne mich, sein Kunstwerk besungen zu haben.“

Felix, der in einiger Entfernung saß, ließ Alexandrine nicht aus den Augen. Er hatte die Frage gehört und horchte gespannt auf die Antwort:

„Nein, mein Herr,“ erwiderte Fräulein Caron, „ich höre mein Herz nicht sprechen; denn ich habe ihm ein für allemal untersagt, mich durch unnütze Reden zu belästigen. Sind Sie imstand zu arbeiten, wenn im Nebenzimmer ein Kange schreit?“

„Ich habe nie das Glück gekannt, Vater zu sein,“ gestand Bescande. „Allein die vollkommensten, d. h. am wenigsten unvollkommenen Seiten, die ich geschrieben, wurden mir von dem göttlichen „Kangen“ diktiert, dem Sie Schweigen gebieten und der sich eines Tages rächen wird.“

„Ich muß annehmen, daß unsere Art zu arbeiten eine verschiedene ist,“ schloß Alexandrine, ohne die Prophezeiung zu beachten. „Mir hat — leider! — niemand die Seiten meines Buches diktiert.“

Sie träumte jetzt nicht mehr. Das Gespräch war endlich an dem Punkt angelangt, wo sie es haben wollte. Der Akademiker wußte nun, daß seine Nachbarin Bücher schreibe; es blieb nur noch übrig, ihn merken zu lassen, daß sie einen Preis anstrebe.

Bescande hat es bereits gemerkt; denn er gehört zu jenen, welche die Frauen als Testamentvollstrecker des vielbeweineten Montyon betrachten. Allein aus einem Grunde, der sich bald herausstellen wird, schien er nicht zu verstehen.

„Wie,“ rief er aus, „Sie schreiben? Romane natürlich. Kann man in Ihrem Alter etwas anderes schreiben? Sind Sie mit dem Verkauf zufrieden? Ist Ihnen die Presse günstig? Poussiert Sie Ihr Verleger?“

„Im Gegenteil, ich poussiere meinen Verleger,“ antwortete sie lachend; „denn ich bezahle ihn dafür, daß er mein Buch herausgibt. Die Presse wird mich hoffentlich, wenn ich einst berühmt sein sollte, ebenfalls feiern. Sie wartet ab; die Käufer thun desgleichen.“

Alexandrine hatte das betrübte Aussehen einer Perrette, die man — nach dem Unfall — um ihren Milchtopf befragt, was ihr übrigens reizend stand. Dem Mäcen entging dies nicht, und er ließ das Gespräch auf das blumige Terrain der Galanterie gleiten.

„Wenn Sie wollen,“ schlug er vor, „gebe ich Ihnen ein Mittel in die Hand, um die Käufer haufenweise anzulocken.“

„O, nennen Sie das Mittel, ich bitte!“ rief Fräulein Caron erwartungsvoll.

„Das Mittel,“ fuhr Bescande fort, „wäre, das Bildnis der Verfasserin am Einband anzubringen.“

Der hübsche rosige Schnabel — um Herapians übrigens sehr richtige Bezeichnung zu gebrauchen — verzog sich verächtlich. Für einen hungrigen Schnabel, der nach Hirse verlangt, hat eine Perle der Galanterie, selbst wenn sie von einem Akademiker stammt, wenig Reiz.

„Mein Herr,“ sagte die schöne Erzurnte, „ich hätte Sie mit meinen kleinlichen Angelegenheiten nicht be-

helligt, wenn ich geahnt hätte, daß Sie sich über mich lustig machen würden."

Ohne Bescande Zeit zu lassen, sich zu erholen, hielt sie ihr Glas ihrem andern Nachbar hin. Dies war ein alter, ruiniertes Edelmann, arm, auch im Geist, in diesem Hause, wo er als Dekorationsobjekt geladen wurde, Belisario zubenannt.

"Bitte, mein Herr, ein wenig Wasser!"

Der Parasit hörte nicht. Er schien sich wunderbar über etwas zu unterhalten, was an der andern Seite des Tisches vorging. Der Richtung seiner Augen folgend, sah Alexandrine, daß er Frau Lyzdenko betrachtete. Sie wiederholte nervös:

"Mein Herr . . . Pardon! Ich störe Sie."

"O meine Gnädige! . . . Ich bitte um Entschuldigung. Ich belustigte mich (er senkte die Stimme) über die dicke Dame uns gegenüber, die aus Quintaine durchaus einen General machen will. Quintaine hütet sich, sie zu enttäuschen, Quiproquos gehen ihm über alles. Sehen Sie nur, wie er sich vor Lachen windet!"

"Seien Sie überzeugt, mein Herr, daß er noch mehr lachen würde, wenn er Sie hören könnte. Die dicke Dame ist meine Großmutter."

Sie sah das dünne Rückgrat Belisarios unter diesem Keulenschlag zusammenknicken. Sie war gerächt; allein was hatte sie davon? Alles schien sich verschworen zu haben, ihren Aerger zu erhöhen.

"Was habe ich auch an diesem Ort zu suchen?" dachte sie. Sie wäre am liebsten gleich aufgebrochen. Bescande stellte seinerseits folgende Betrachtungen an:

"Der Geist rührt das reizende Geschöpf zu meiner Rechten wenig. Wie merkwürdig ist doch die Welt heutzutage. Wenn ich denke, daß Delphine von Girardin mich stets neben sich haben wollte, wenn wir zusammen geladen waren!" Vom Wunsch beseelt, sich mit seiner Nachbarin auszuföhnen, versuchte er ein Mittel, das gewöhnlich erfolgreich war:

"Mein Fräulein, möchten Sie nicht Billets zu unserer Sitzung im nächsten Monat haben? Man reiht sich darum."

Mit einer Entschlossenheit, die man ihrem Alter nicht zugetraut hätte, verbrannte Alexandrine ihre Schiffe.

"Für mich, mein Herr, wird nur die Sitzung von Interesse sein, in der ich mein Buch gekrönt sehen werde."

"Ach, ich verstehe," seufzte Philidor resigniert.

"Sind Sie im Wettbewerb eingetragen?"

"Ja, Nummer hundertdreißig!" hauchte sie besänftigt.

Das Gesicht Bescandes drückte großes Staunen aus.

"Nun, das muß ich sagen," flüsterte er, wie mit sich selbst sprechend, "ich begreife nicht, warum mich Frau Bitterlin neben Sie gesetzt hat." Um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, trank er einen Schluck Champagner und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort:

"Welch schmerzliches Bedauern verursachen mir Ihre Worte! . . . Ich habe meine Stimme bereits anderweitig versprochen."

Ohne den Kopf zu wenden, beobachtete er seitwärts schielend seine Nachbarin zur Linken. Bitterline unterhielt sich mit ihrem andern Nachbar über Literatur:

"Es ist eine Schande für die Geseßgeber eines

großen Landes. Amerika findet es bequemer, den Raub von Meisterwerken zu organisieren, als selbst solche hervorzubringen. Man übersetzt uns, ohne uns dafür zu bezahlen. Mein Verleger sagte mir neulich: Wenn diese Freibeuter Ihnen nur die Hälfte von dem, was sie durch Ihre Bücher verdienen, geben wollten, hätten Sie es bald nicht mehr nötig zu schreiben!"

Ach, es wäre für die unglückliche Rosa besser gewesen, wenn sie, statt Amerika zu kritisieren, darauf geachtet hätte, was in Europa, in ihrer allernächsten Nähe, vorging. Allein, konnte sie ahnen, was ein Dämon dem Akademiker zuraunte?

"Philibert! Philibert! Das Leben ist kurz! Die Blumen welken: sieh dir nur den Nacken der Herrin dieses Hauses an . . . Und jetzt blick' hierher. Hat die Natur je etwas Lieblicheres geschaffen als diese aufbrechende Rose? Arme Kleine! Sie stirbt vor Sehnsucht nach ihrem Preis; das wäre eine neue Freude in ihrem Leben. Du kannst sie, o Greis, nicht mit den Freuden der ersten Liebe bekannt machen; gewähre ihr, was in deiner Macht steht. Wie? . . . Was hast du einzuwenden? . . . Die 'andre' habe dein Versprechen? Aber du hast schon einmal, vor langer Zeit, ein Buch dieser andern krönen lassen, ohne es gelesen zu haben. Sie ist am Ziel, während dieses Kind erst anfängt. Bedenke übrigens, daß 'man' dir dieses hübsche Geschöpf selbst zugeführt, es an deine Seite gesetzt hat. Muß sie es nicht sich selbst zuschreiben, wenn du der Versuchung unterliegst? Bedenke ferner, mit welch süßem Lächeln dir dieser kleine rosige Mund lohnen wird! . . . Was brummst du in deinem Bart? Ein Lächeln sei ein geringer Lohn? Aber in deinem Alter, o Philibert, muß man sich damit begnügen!"

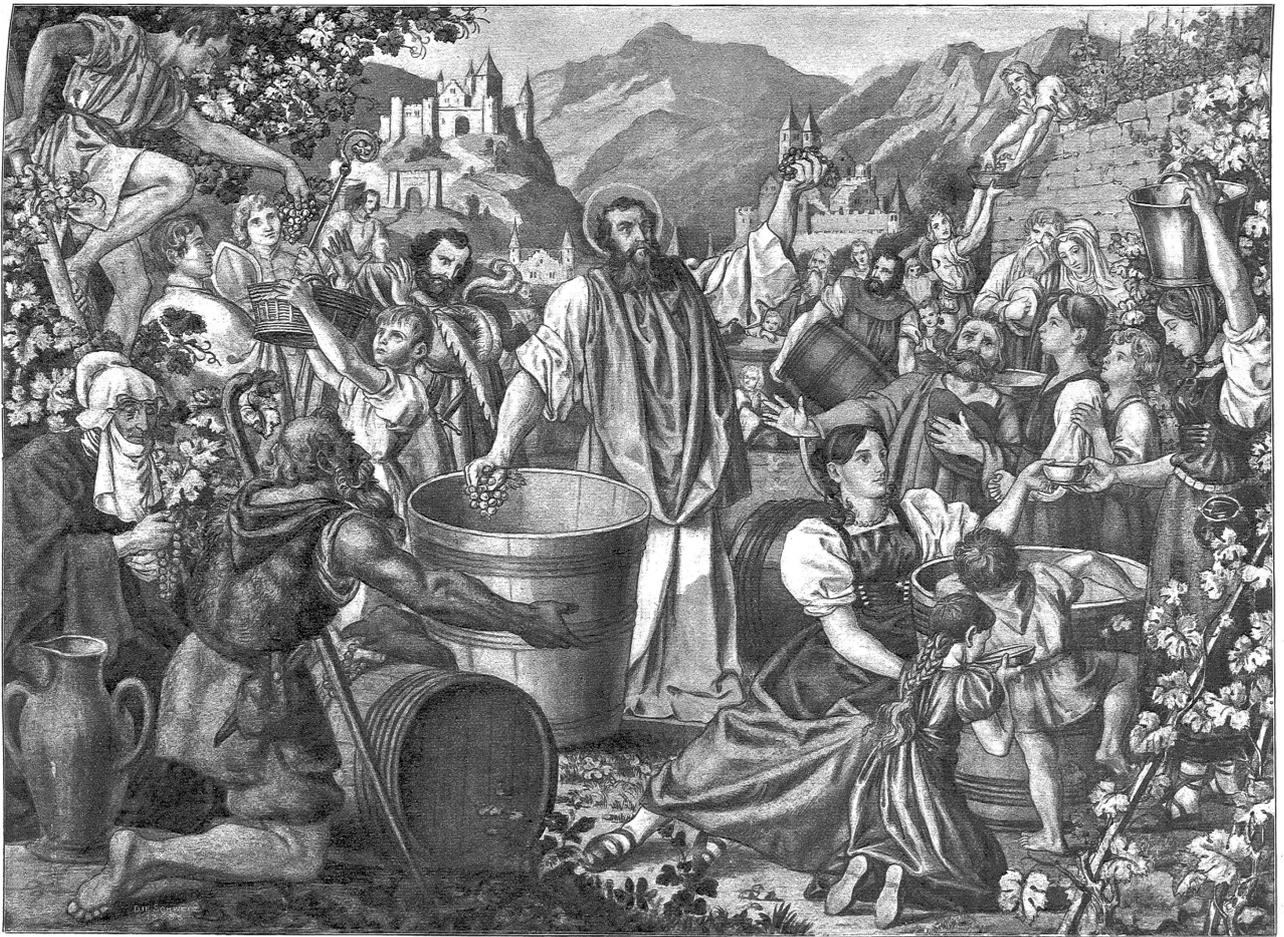
"Fräulein," sagte Bescande leise, "ich habe es mir überlegt. Noch ist nicht alles verloren, wenn man sich der Sache mit Eifer annimmt, und das will ich. Besuchen Sie mich morgen . . ."

Alexandrine warf ihm einen so entrüsteten Blick zu, daß er sich beeilte, seufzend hinzuzufügen:

. . . mit Ihrer Frau Großmutter."

In diesem Augenblick hätte der Hahn krähen können; der Verrat Bescandes war vollbracht. Zum Glück war der Vogel, der soeben auf den Tisch gesetzt wurde, gebraten und konnte nicht wider den Schuldigen zeugen. Fräulein Caron sagte mit einem mörderischen Blick ihren Besuch zu. Man muß, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, konstatieren, daß sie nichts von dem Verbrechen ahnte, das ihre Schönheit soeben verschuldet hatte. Aber, wird man einwenden, was hätte sie gethan, wenn sie es gewußt hätte?

Der Henker hole die lästigen Fragesteller! Was hätte Bathseba gethan, wenn sie gewußt, daß sie dadurch, daß sie vergaß, ihre Vorhänge herabzulassen, sich die Gunst des Königs David erwerben würde? Was hätte die junge Bäuerin Fredegundis gethan, wenn sie gewußt, daß sie durch ihre Begegnung mit dem König Chilperich Galswinthe in den Tod treiben und sich selbst deren Platz am Thron sichern würde? Was hätte Leda gethan, wenn sie gewußt, daß Zeus sich in der Gestalt des Schwans verbergte? Und Sie, meine Gnädige, was thäten Sie, wenn Sie wüßten, daß Sie dadurch, daß Sie mit Ihren wohl-



Der heil. Theodul macht aus Wasser Wein. Original (Aquarell) im Distel-Museum zu Wien.
Der heil. Theodul, Bischof von Sitten, hat nach der Legende Wasser in Wein, Klage in Frohlocken verwandelt. An einem kalten Herbstmorgen erfroren alle Trauben, worüber großes Bedauern im Volk. Theodul erwarnte sich keiner und besah, alle Häuser, Zuber und anderes Geräth an das Rhodenerufer hinunterzutragen und mit Wasser zu füllen. Aus der besten Lage von Coquembin ließ er einige reife und gut gebliebene Trauben holen und presste sie mit der Hand aus, indem er den Saft in die verschiedenen mit Wasser gefüllten Gefäße träufeln ließ. Aus dem Rhodenerwasser sei so der süßeste Wein geworden.

riechenden Händen das Kopfkissen Ihres alten Onkels zurechtücken, nähere Verwandte dieses Onkels in ihren Erbschaftsansprüchen schädigen? . . .

Die Soiree verlief in gewohnter Weise. Im Schlafzimmer der Hausfrau, das dank der um ihr Bett aufgestellten spanischen Wand einen schamhaften Eindruck machte, rauchten die Männer und behandelten die Fragen, die alle Tage, zur selben Stunde, besprochen wurden. Ein Musiker geiferte über die sogenannten nationalen Etablissements, wo ausschließlich ausländische Musik aufgeführt wird. Ein Maler beschwor das Gespenst des Ruins herauf: Amerika fängt an selbst zu malen und kauft daher weniger. Ein Schriftsteller, dessen Werke nicht gekauft werden, mißhandelt seinen Verleger: „Ganze Auflagen verschwinden, ohne daß ich Geld erhalte!“ Der alte Edelmann, der in dieser Versammlung den Territorialreichtum repräsentiert, wie der Katafall am Ende des Jahres den Tod, erklärt, daß das Leben durch die Pächter, die nicht zahlen wollen, unmöglich werde.

Bewaffnet mit einem Papiermesser, das er gleich dem Schwert der Gerechtigkeit schwang, stimmte Quintaine allen zu und nahm hiebei kein Blatt vor den Mund. Er verurteilte den Direktor der Oper, die fremden Künstler, die französischen Verleger, die Pächter, die Regierung, kurz alle Welt zum Tode. Das Magen-drücken, das ihn wie gewöhnlich nach seinen Mahlzeiten quälte, machte ihn wild und entlockte ihm seine Lieblingsphrase, die er mit so grimmiger Ueberzeugung in Ton und Geberde auszustoßen pflegte, daß alle, die sie zum ersten Mal hörten, schreckensbleich wurden:

„Uns thut ein starker Ueberlaß not. Hunderttausend Köpfe müßten fallen! Ich übernehme es, die Liste aufzusetzen.“

Er war also nicht sonderlich milde, dafür aber gerecht. Ein junger Kollege vergaß sich so weit, zu behaupten, daß die Schriftstellernden Frauen die Preise einsteckten und das Handwerk verdürben.

„Junger Mann,“ donnerte der „General“ den Undankbaren an, „glauben Sie, daß Sie heut Abend Trüffel gegessen hätten, wenn es keine Schriftstellerinnen gäbe?“

Unterdessen umgaben die Damen im anstößenden Gemach den Verräter Philidor, der sein Geschlecht beiläufig in der Weise repräsentierte, wie der alte Edelmann den Grundbesitz. Man glaubte einen Schwarm von Seevögeln mit weißen Flügeln zu sehen, der einen schwarzen, kahlen Felsen gegen Sonnenuntergang besetzt. Da die kühlen Wogen des Ozeans fehlten, stieg dem armen Lescande das Blut auf beängstigende Weise zu Kopf; glücklicherweise löste der massenhafte Eintritt der Raucher den magischen Kreis, der ihn umgab. Herexian, der ein liebes Gesicht in dieser Gruppe suchte, wurde von Quintaine angesprochen:

„Mein Herr Dichter, Sie schwiegen, während wir Dummheiten sagten?“

„Das kommt daher, weil die Dichter sich nicht viel mit geschäftlichen Interessen befassen. Da wir auf Verkauf nicht hoffen dürfen, quält uns auch der Konkurrenzneid nicht.“

Als alle Gäste wieder im Salon versammelt waren, zahlte jeder, der hiezu in irgend einer Weise befähigt war, seinen Tribut. Es gab Monologe, Sonette, So-

naten und Melodien. Nachdem noch die Herrin des Hauses sich herbeigelassen hatte, etwas vorzulesen, wurde die Versammlung aufgelöst.

Frau Byzdenko und ihre Enkelin benützten zum zweiten Mal den Mietswagen Herexians; aber die Heimkehr verlief in tiefem Schweigen. Alexandrine dachte, in ihre Ecke gedrückt, an ihren Preis. Wenn eine Gasflamme einen flüchtigen Schein in das Innere des Gefährtes warf, sah man zwei große Augen unter den weißen Spitzen hervorleuchten; eine kleine Hand hing lässig herab. Plötzlich fuhr die Träumerin zusammen: ein flüchtiger Kuß streifte ihren Handschuh. Sie blickte ihre Großmutter an, — diese schlummerte. Felix hielt ihren Schlaf vermutlich für keinen allzusesten; er sprach kein Wort bis zu dem Augenblick, wo der Wagen vor der Thür der Frau Byzdenko hielt. „Dank für den Wagen und das Diner,“ sagte Alexandrine, in der Thür stehend; „denn dies alles verdanke ich Ihnen, wie ich Ihnen Frau Bernier, Frau Bitterlin, ja sogar Lescande verdanke, — der mir morgen Audienz erteilt.“

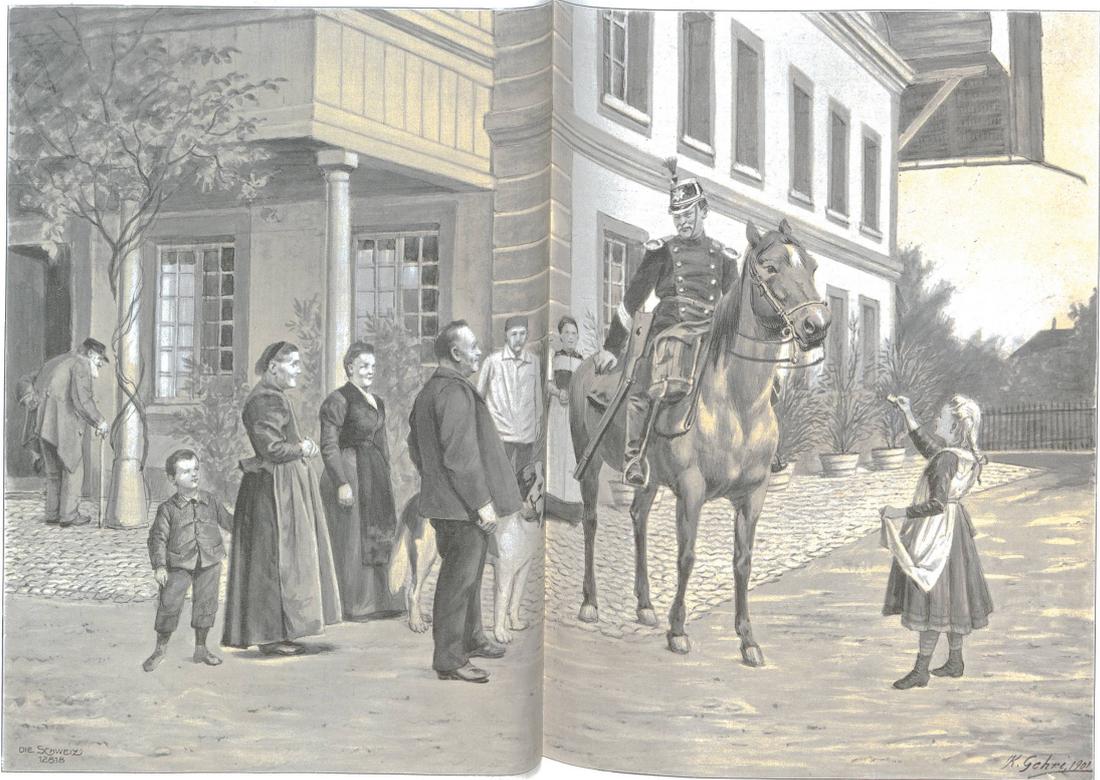
„Glücklicher Mensch! Und ich wette, daß er heute nacht schlafen kann,“ sagte Herexian.

„Ich befürchte es,“ seufzte Fräulein Caron scherzend.

Nach einer hübschen Abschiedsbewegung schloß sie die Thür.

VI.

Pünktlich, zur festgesetzten Stunde erschien Alexandrine, in geziemender Begleitung, bei ihrem neuen Protektor. In den imposant hohen Räumen der Tournongasse herrschte ein ruhig-bürgerlicher, darum aber nichts weniger als billiger Luxus. Die Möbel waren plump, dafür aber unzerstörbar, außer etwa durch ein Erdbeben; die Stoffe unauffällig, jedoch von unzerstörbarer Seide. Nicht als ob Lescande von Haus aus reich gewesen wäre oder sich durch seine Theaterstücke Reichthümer erworben hätte. Er verdankte diese Wohlhabenheit seiner Heirat mit einer Wittve, die, nachdem sie ihr Schäfchen ins Trockene gebracht, sich von den Geschäften zurückgezogen und von des Akademikers Palmen und Ruhm hatte bestreuen lassen. An Ruhm aber verlor die arme Frau, die zu jenen Leuten gehörte, für die Ruhm gleichbedeutend ist mit „Bekanntsein“. Ehe sie Frau Lescande wurde, war ihr Haus im Mund aller, die appetit-reizende Mittel gebrauchten, und Gott weiß, daß deren Zahl eine große ist, während die derjenigen, die Lescande lesen, eine verschwindend kleine geworden. Es läßt sich übrigens ebensowenig mit Bestimmtheit behaupten, daß die gute Dame ein Werk ihres zweiten Gatten auch nur in der Hand gehabt, als es zweifelhaft erscheint, daß sie je ihre Lippen mit dem „Bitteren“ ihres ersten Mannes gekostet habe. Als sie Lescande heiratete, that sie dies hauptsächlich in der Hoffnung, „sich einen Salon zu schaffen“. Aber Philibert wollte von einem Salon nichts wissen. Er fürchtete zu sehr, daselbst alten Frauen zu begegnen, die seinige mit unbegriffen; und ihm waren nun einmal junge Damen weitaus lieber. Dies soll nicht etwa den Vorwurf der Sittenlosigkeit gegen ihn involvieren. In meinem Alter, gestand er, muß man sich auf das Vergnügen beschränken, das uns durch die Augen zuteil wird. Einer Legende zufolge hätte er dieses harmlose Alter erreicht, ohne je einer Frau gefährlich



Aus dem Leben eines Berner Großbauern.
Der Sohn begibt sich in den Militärdienst.
Für „Die Schweiz“ gezeichnet von Karl Gehri, Miltshausen.

geworden zu sein, die Muses nicht ausgenommen, da sein Verkehr mit diesen ohne Nachkommenschaft geblieben.

Der gutmütige Alte empfing Frau Lyzdeyko mit resignierter Höflichkeit, wie man die Dornen als unzertrennliche Gefährtin der Rose mit in den Kauf nimmt. Die Rose selbst verlegte ihn in stummes Entzücken, unterbrochen durch galante Anspielungen und Geistesblitze, die nicht feuergefährlich waren. Lescaude verstand zu plaudern, besonders mit Damen. Er erzählte Anekdoten scheffelweise und verlangte dafür nichts als jenes erfrischende Lachen, das die Wangenröthchen vertieft und die purpurumsäumte Perlenreihe der Zähne sehen läßt.

Fräulein Caron hatte herzige Grübchen und die hübschesten Zähne der Welt. Aber sie war zu jung, um zu lachen, ohne Lust dazu zu verspüren, und andererseits durch den Lebenskampf schon zu sehr gealtert, um lachen zu wollen, wenn man ihr Geschichten erzählte, statt ihr zu geben, wonach sie verlangte. Und diesmal verlangte sie nach ihrem Preis, alles andere war interesselos für sie. Sie hatte in ihrem Muff ein Exemplar von „Gebrochene Flügel“ mit einer sorgfältig ausgearbeiteten Widmung. Seit einer halben Stunde wartete sie auf den günstigen Moment, ihre Spende zu überreichen und ihr Anliegen vorzubringen; vergebens, es wollte sich kein passender Anknüpfungspunkt finden. Ungebuldig werdend erhob sie sich, was dem Akademiker einen Ausruf der Verzweiflung entlockte.

„Sie vergessen,“ sagte sie niedergeschlagen, „daß ich nicht zu den Nichtsthuern gehöre. Dieses Buch, dessen Schicksal in Ihren Händen liegt, möge Sie daran erinnern. Ich wäre sehr glücklich, wenn es Ihnen auch unser gestriges Gespräch ins Gedächtnis zurückrufen würde.“

Lescaude öffnete das Päckchen, überflog die Widmung und dankte zerstreut; sein Interesse war erkaltet. Er legte den Roman auf einen Tisch und sagte mit einem bedauernden Seufzer, der Frau Bitterlin galt: „Ich will den Feldzug eröffnen und vor nichts zurückschrecken, um mich Ihnen gefällig zu erweisen. Ach, wie leicht wäre meine Aufgabe, wenn mein berühmter Kollege das Legat der Schönsten bestimmt hätte!“

„Aber ich bewerbe mich nicht um einen Schönheitspreis,“ erklärte das junge Mädchen etwas ungnädig.

„Es kann kein Schönheitspreis sein, wenn ihn andere, die nicht schön sind, Ihnen streitig machen; unter andern eine, mit der ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach Ihrethalben verfeinden werde: Frau Bitterlin.“

„Warum? Können wir nicht beide Preise haben? Man gibt deren mehrere.“

„Ja, man gibt deren mehrere; allein ich erreiche nichts, wenn ich meinen Einfluß zerplittere. Ich darf nur Eine protegieren, und Frau Bitterlin . . . rechnet auf meine Protektion. Begreifen Sie nun? Ich bitte Sie demnach inständigst, bis zum letzten Tag verschwiegen zu sein.“

„Ich schwöre es,“ sagte Alexandrine.

„Und kommen Sie bald wieder: ich werde Ihnen berichten, wie weit wir sind.“

Der arme Philidor wußte aus Erfahrung, daß die Kandidatinnen nicht wiederkommen, wenn sie glauben, ihrer Sache sicher zu sein. Diese nun sollte ihren Preis mit vier bis fünf Besuchen bezahlen, was, wenn man bedenkt, wie unschuldig sie voraussichtlich waren, gewiß nicht zu

viel verlangt war. Aber Alexandrine fühlte sich durch diese Aufforderung, die den Erfolg ihrer Audienz zweifelhaft erscheinen ließ, entmutigt. Mit der den Frauen eigenen Inkonsequenz wollte sie keinen Schönheitspreis haben und wurde doch ungeduldig, weil Lescaude ihr nicht, noch ehe er das Buch durchgelesen hatte, die Belohnung dafür in sichere Aussicht stellte. Um ihre Verstimmung zu erhöhen, zeigte ihr der Horizont Bitterline als grimmige Feindin . . . Vor der Thür ihrer Wohnung traf sie Herepian, der begierig war, den Verlauf ihrer Zusammenkunft mit Lescaude zu erfahren.

„Die Zusammenkunft war blöds,“ antwortete sie. „Wenn Sie Zeit haben hereinzukommen, will ich Ihnen alles erzählen.“

Nachdem sie ihren Hut auf einen Tisch, ihren Mantel auf einen Stuhl geworfen, schritt sie erregt im Zimmer auf und ab und ließ ihrer Uebellaune freien Lauf.

„Welches Leben! Welch efliges Gewerbe! Eine Stunde lang wurde ich als Weltkame behandelt, die sich einem berühmten Mann nähern will. Was kümmert es mich, daß er in den Tuileries diniert, bei Carmen Sylva gefrühstückt oder den Besuch Dom Pedros erhalten hat?“

„Und da beklagen Sie sich noch! Der große Mann opferte Ihnen eine ganze Stunde! Ich wäre nach fünf Minuten entlassen worden; denn ich gehöre nicht dem schönen Geschlecht an, bin nicht jung und . . .“

„Ans Himmelswillen nur keine Komplimente! Sagen Sie mir nicht, daß ich einen Preis erhalten werde, weil ich unwiderstehlich bin; das ist mir verhaßt.“

„Sie werden den Preis nicht erhalten, weil Sie unwiderstehlich sind; allein, wenn Sie nicht unwiderstehlich wären, würden Sie den Preis nicht erhalten. Kennen Sie die Geschichte vom kleinen Hund der Marquise?“

„Bon Theophil Gautier?“

„Nein, von mir, wenn ich sie geschrieben haben werde. Vorläufig will ich sie Ihnen erzählen. Eine Marquise meiner Bekanntschaft hat den kleinsten Hund von Paris und die schönsten Augen der Welt. Drei Jahre hinter einander bewarb sie sich um einen Preis, nicht für ihre eigene Person, sondern für ihren Hund. Dreimal erhielt der Hund den Preis, worüber niemand staunte; denn es ist ein in seiner Art unvergleichliches Tier. Vergangenes Jahr konkurrierte die Marquise abermals. Das Tier hatte weder von seiner Schönheit eingebüßt, noch waren ihm gefährliche Rivalen erwachsen. Aber seine Herrin war faul; anstatt den Hund, wie sonst, der Jury in ihrem Muff selbst zu bringen, schickte sie den Kandidaten diesmal durch ihre Kammerfrau — die nicht die Augen der Gnädigen hat. Und so kam der kleine Hund der Marquise um seinen vierten Preis. Ich muß hinzufügen, daß sie gar nicht böse wird, wenn man es ihr vorhält, was beweist, daß sie Ihnen an Sanftmut überlegen ist.“

„Vermutlich auch durch die Ziffer ihrer Renten. Wenn ich reich wäre, käme mir niemand an Sanftmut gleich.“

Als Alexandrine ausgesprochen, brachte das kleine Mädchen für alles einen Brief herein, und kündigte zugleich einen Besuch an. Es war Manfred, der allen drei Anwesenden in gleich mechanischer Weise die Hände



Benj. W. H. und Jäger Böhmi, zwei bekannte und typische Solothurner ihrer Zeit. Nach dem Aquarell im Distel-Museum zu Olten.

drückte, Felix mitinbegriffen, den er im Grund seines Herzens zum Teufel wünschte. Fräulein Caron durchslog, ohne den Journalisten weiter zu beachten, mit bestürzter Miene den soeben erhaltenen Brief. Als sie ihn zu Ende gelesen, ballte sie ihn zusammen und warf ihn ins Feuer.

„Die Geschäfte gehen gut!“ sagte sie, mit düsterem Blick in die Flammen starrend. „Ich schrieb meinem Verleger, ob er mir etwas Geld geben könne. Er antwortet, es ständen mir hundertsechzehn Franken sechzig Centimes zur Verfügung, als Erlös von vierundachtzig verkauften Exemplaren. Da ich fünfhundert Franken für den Druck bezahlt, läßt sich leicht berechnen, was das Unternehmen wert ist.“ — Felix betrachtete mit aufrichtigem Mitleid das bekümmerte Gesicht des jungen Mädchens. Manfred glättete eifrig an seinem Hut.

„Ja, wissen Sie,“ bemerkte er mit einer nicht sehr ermutigenden Grimasse, „das erste Buch eines unbekanntem Autors . . .!“

„Das heißt, ich hätte beim zwanzigsten beginnen sollen,“ erwiderte die Verfasserin von „Gebrochene Flügel“. „Wie weiße Sie sind!“

„Das heißt etwas anderes,“ fügte Herepian hinzu, dessen Nerven überreizt waren. „Es heißt, daß die

Journalisten von Ihnen sprechen werden, wenn Sie bereits bekannt sind. Diese Herren kündigen regelmäßig dem Publikum die Sonne an — wenn dieses Gestirn bereits aufgegangen ist!“

„Wissen Sie bestimmt,“ entgegnete Manfred, „daß das Publikum die Anwesenheit der Sonne am Firmament bemerken würde, wenn es dieses frohe Ereignis nicht in aller Frühe durch seine Zeitung erführe?“

Alexandrine war zornbeben aufgestanden.

„Aber warum zwang man mich denn,“ fragte sie, „mein Buch den Journalisten einzusenden, wenn diese sich weigern, von mir, der Unbekannten, zu sprechen? Ich hielt die Zehentpflicht für abgeschafft in Frankreich.“

„Die Zeitungen, die ihr Buch erhielten, kündigten es auch an,“ widersprach Manfred.

„Ja, auf der dritten Seite, mit den Nachtwandlern und neuen Heilmitteln!“

Herepian, auf den Alexandrines Erregung übergang, nahm den Chronisten beiseite.

„Ich habe es niemals in meinem Leben bedauert, nicht Journalist zu sein; wäre ich es jedoch, so würde es mir meine Freundschaft für Fräulein Caron zur Pflicht machen, ernstlich über ihr Buch zu schreiben.“

Das Terrain wurde ungemütlich für Manfred. Er konnte nicht antworten, daß Alexandrine durch ihr stolzes, abweisendes Benehmen sein Schweigen selbst verschuldet hätte.

„Glauben Sie denn,“ verteidigte er sich, „daß unsere Chefredaktoren uns freie Hand lassen, die Werke unserer Freunde zu loben? Versuchen Sie es doch selbst einmal!“

Die Enttäuschung brachte das junge Mädchen einen Moment lang um die Fassung. Felix sah, wie sie sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge wischte. Das war mehr, als er ertragen konnte. Er erhob sich, nahm seinen Hut und sagte zu Manfred: „Wohlan, mein Herr, ich werde es versuchen und Ihnen beweisen, daß man viel vermag, wenn man kein Egoist ist.“

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer.

(Fortsetzung folgt).

Der letzte Gruß.

Unheimlich düster lagert über Rom Gewitterhimmel. Donnerhall. Ein Strom Erregten Volkes drängt sich durch die Gassen, Zum Kolosseum wogt's aus allen Straßen. Bald sind gefüllt des Riesenbaues Stufen, Und tausendstimm'ger Lärm und der Liktoren Rufen Durchhallt den ungeheuren Raum, und Frauen In üpp'ger Pracht, das grause Spiel zu schauen, Und Männer, Kinder und des Pöbels Massen Erfüllen lärmend des Gebäud's Terrassen. Der Wahn wirft heut die schönste Römerin Den wilden Wüstenbestien herzlos hin. Verena wird geopfert, Christi Braut, Die sich dem Heiland standhaft angetraut, Ein armes Opfer blinden Heidenwahns Der Schergen Kaiser Diokletians. — Seht, wie mit stolzem und entschloss'nem Schritt Die Römerin in die Arena tritt!

Und plötzlich schweigt das Volk, verstummt, kein Laut! Verwundert die fanat'sche Menge schaut, Erstaunet, auf die Glaubensheldin hin, Die schöne Christin, die Märtyrerin. Da fällt von hohem Sitz als letzter Gruß Die schönste Rose vor der Christin Fuß. Sie hebt sie auf und preßt sie an die Brust Und auch ihr Kreuzigt mit Glaubenslust. Sie kennt den Treuen, der den Gruß gesendet, Und lächelnd ihren Blick sie aufwärts wendet: „Mein letztes Denken Christo dir, dem Herrn, Doch dir auch, lieber treuer Freund Matern!“ Das Gitter klirrt, und aus des Zwingers Thor Laut brüllend stürzt der Bestien Schar hervor. Ein Schrei! Und Staubgewirbel wirr und wild Verhüllt das gräßlich schauerliche Bild. Zerfleischt und blutig liegt im Sand Verena, Und Wutgeheul erfüllt die Arena.

Eugen Münzinger, Olten.